



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Vierkandt, Alfred: Schaffen und Genießen : die Tendenz zur reinen
Konsumtion und ihre Bekämpfung. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Schaffen und Genießen

Die Tendenz zur reinen Konsumtion und ihre Bekämpfung

Von Professor Dr. Alfred Vierkandt = Berlin

Alles im Menschen ist Organisation. Was in ihm gedeihen soll, muß in ihn gesäet werden.
Wilhelm v. Humboldt

I.



eit etwa einem Jahrzehnt scheint sich in der ganzen Art unseres geistigen Lebens ein einschneidender Umschwung vollziehen zu wollen: die Zeit zu einer großen Synthese scheint heranzukommen. Das vorige Jahrhundert hat gerade wegen seiner gewaltigen technischen, wirtschaftlichen, sozialen und wissenschaftlichen Fortschritte sehr viel niedergerissen und zerstört. Aber bei der atemlosen Hast der Neugestaltungen hat man sich kaum die Zeit genommen, diese Schäden zu beachten. Jetzt fangen wir an uns ihrer und ihrer gewaltigen Tragweite bewußt zu werden. Wir beginnen uns gegen sie zur Wehr zu setzen, für das Verlorene nach Ersatz zu suchen und an dem Neubau zu arbeiten. Unser Leben gewinnt damit einen erhöhten dramatischen Reiz: überall kämpfen wir gegen die entstandenen Übel an und suchen neue Güter zu schaffen; und über all das einzelne hinaus erhebt sich das Streben nach einer neuen Lebensauffassung, einer neuen Weltanschauung, einem neuen Stil des Lebens. Von einer jener zerstörenden Tendenzen und ihrer Bekämpfung soll im folgenden die Rede sein; und wir beabsichtigen damit zugleich an einem Beispiel die Natur der großen sittlichen Aufgabe zu zeigen, vor die unsere Zeit gestellt, und die Art, wie ihre Lösung anzustreben ist.

* * *

Am klarsten ist die Tendenz, von der wir sprechen, auf dem Gebiete der häuslichen Wirtschaft. Goethe wußte in seinen Episteln noch für eine ganze Anzahl erwachsener Töchter für jede eine andere Art häuslicher Tätigkeit, die ihre Kräfte voll in Anspruch nahm. Damals gehörten Tätigkeiten wie das Schlachten, Backen, Spinnen und Schneidern, der Anbau von Gemüse und Obst im Garten und das Einmachen des Gemüses und manches andere noch zu den regelmäßigen häuslichen Tätigkeiten. Heute finden wir Anklänge an diese

Zustände nur noch in abgelegenen Gegenden auf dem Lande. Neuerdings sehen wir auch die produzierende Tätigkeit für Beleuchtung und Heizung aus dem Haushalte herausverlegt. Ähnlich hat sich das Waschen vielfach losgelöst, und für das Schneidern ist dieselbe Verschiebung eingetreten. Wie sinnig wußten unsere Altvorderen ihre Wohnung mit selbstgezo-genem Grün und blühenden Pflanzen zu schmücken. Heute ist diese Tätigkeit in der Hauptsache auf den kleinen Mann beschränkt; der Wohlhabende bezieht seine Pflanzen fertig vom Gärtner; er nimmt vielleicht sogar ein Abonnement auf blühende Pflanzen, oder er läßt sie sich in seinem eigenen Treibhause vom eigenen Gärtner herrichten. Die Fülle und Pracht des Gebotenen erweckt dann wohl Bewunderung und Stolz; nur jene stille Freude, die aus der engen und tätigen Zugehörigkeit zu den Dingen erwächst, will sich nicht einstellen. — Einen weiteren Schritt in derselben Richtung bedeuten dann die Einküchenhäuser, die auch mit der eigent-lichen Küche brechen. Neuerdings plant man sogar Willen folgen zu lassen, von denen in ähnlicher Weise eine größere Anzahl eine gemeinsame Wirtschaftszentrale besitzen sollen; in derselben Linie liegen ferner die namentlich in Amerika so beliebten möblierten Wohnungen, bei denen auch die Mühe des eigenen Einrichtens wegfällt. Ein letzter Schritt in dieser Richtung besteht endlich darin, die Kinder, um die mit ihnen verknüpfte Arbeit zu ersparen, aus dem Hause zu geben oder gar eben deswegen auf den Nachwuchs überhaupt zu verzichten.

Der Wandel, der hier vorliegt, ist klar: die erzeugenden Tätigkeiten schwinden immer mehr aus dem Haushalt, und es bleibt nur die unmittelbare Herrichtung zum Genuß für ihn übrig. Der Umschwung vollzieht sich zunächst auf dem wirtschaftlichen Gebiet, greift dann aber auch weiter über: auch jene schaffende Tätigkeit schwindet, die ein Heim im eigentlichen Sinne des Wortes, die einen Geist des Hauses erschafft, mag sich ihre Mühe dem Hausgestühl oder dem Einswerden der Ehegatten oder der Erziehung der Kinder zuwenden. Klar ist aber auch, daß es sich hier keineswegs um bloße Laune, Mode oder ähnliche Zufälligkeiten handelt. Vielmehr haben wir es mit einer übermächtigen Tendenz zu tun, deren Wucht eng zusammenhängt mit dem ganzen Wandel unserer Zustände, nämlich dem Zurückweichen des patriarchalischen und dem Vordringen des industriellen Geistes. Die Industrie schafft fortwährend für das Haus neue Möglichkeiten der Entlastung, die eine Ersparnis nicht nur an Geld, sondern auch an Kraft und Zeit und einen Gewinn an Bequemlichkeit verheißen. Ist für eine derartige Neuerung erst ein Teil der Bevölkerung gewonnen, so wird der Rest bald nachgezogen: teils treibt ihn die Furcht vorwärts, als rückständig zu erscheinen, teils die sachlichen Schwierigkeiten, die sich für die Befriedigung von Bedürfnissen ergeben, wenn diese nicht mehr von der Gesamtheit geteilt werden. Eine besondere und in der Regel auch besonders betonte Rolle bei dem Aufkommen derartiger Neuerungen spielt die Rücksicht auf die Bequemlichkeit. Es hat gewiß niemals eine Zeit gegeben, die ein solches Gewicht wie die unserige darauf gelegt hat, sich das Leben möglichst bequem einzurichten: die Bequemlichkeit ist in der Tat der große

Göze der Gegenwart. Aber auch das ist wiederum kein Zufall. Eine Zeit, die so intensiv arbeitet und sich so sehr anstrengt wie die unsrige, bedarf ihrer in besonders hohem Maße. Wer z. B. viel auf Reisen ist und dabei fortwährend anstrengende und verantwortliche Arbeiten zu erledigen hat, für den ist ein gewisses Maß von Bequemlichkeit auf der Eisenbahn von größter Wichtigkeit. Ebenso kann die Anbringung einer neuen Vorrichtung, die eine halbe Minute Zeit zu sparen ermöglicht, für eine Fabrik, in der eben diese Vorrichtung zu immer wiederholten Malen täglich von einer großen Menschenmenge benutzt werden muß, eine Lebensfrage sein. Für das Haus freilich würde eine derartige eine minimale Zeiterparnis gewährende Neuerung, wie sie etwa durch die Einführung eines Selbstzünders bei Gasbeleuchtung oder durch diejenige des ebenso bequem zu bedienenden elektrischen Lichts dargestellt wird, keine erhebliche zeitökonomische Wichtigkeit besitzen. Aber es liegt in der Natur unserer Gefühle, sich durch derartige Analogien in die Irre führen zu lassen und von berechtigten auf unberechtigte Fälle überzustrahlen. Und so schätzen wir tatsächlich manche Neuerung und nehmen sie an, weil sie uns eine gewisse Bequemlichkeit gewährt, die in Wirklichkeit für die Ökonomie unserer Kraft und Zeit ohne jede Bedeutung ist und lediglich eine gewisse Erschlaffung und Verweichlichung begünstigt. In demselben Sinne wirkt auch die Verwandtschaft der Bequemlichkeit mit dem allgemeineren Begriff des Komforts: im eigentlichen Sinne verstehen wir unter diesem alle Einrichtungen, die für die Gesundheit nützlich oder für unsere Zeit, Kraft oder unser Geld ökonomisch wichtig sind; tatsächlich wenden wir das Wort jedoch auch auf viele ähnliche Fälle an, in denen von einem derartigen Nutzen nicht die Rede sein kann; und die Bewertung, die die Vorstellung des Komforts im eigentlichen Sinne mit Recht von uns erfährt, kommt dann auch jenen anderen Neuerungen zugute, die sich so unter ihrem Deckmantel bei uns einschleichen. Ebenso wird der in Rede stehende Wandel des häuslichen Lebens durch die absteigende Entwicklung unseres Dienstbotenwesens begünstigt. Das Gesindewesen ist auf dem Boden patriarchalischer Verhältnisse entstanden und kann nur auf ihm gedeihen. Neue Formen, wie sie von den veränderten Verhältnissen gefordert werden, hat die häusliche Wirtschaft bis jetzt nicht zu entwickeln vermocht. Daher wohl auch der Rückgang, den die Anzahl der dienenden Personen nach der Statistik in den letzten Jahren trotz des Wachstums der Bevölkerung und des Wohlstandes erfahren hat. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen jede Entlastung des Haushaltes sowohl von der Hausfrau wie von den Dienstboten geschätzt wird.

* * *

Es ist etwas Wunderbares um diese Tendenzen, wie wir sie hier an einem Beispiele kennen lernen. Einen unheimlichen Zug gewinnen sie durch die Fremdartigkeit, in der sie dem Menschen gegenüberstehen: obwohl von ihm geschaffen, gleichsam Fleisch von seinem Fleisch, scheinen sie doch ihren Ursprung völlig zu

verleugnen und treten dem Menschen wie ein Schicksal mitleidlos und zermalmend entgegen. Sie werden getragen ebenso von niederen wie von höheren Interessen, entspringen ebenso banalen wie edlen Motiven. Eben in dieser Vereinigung von Trivialität, innerem Gehalt und Allmacht liegt ihre Eigentümlichkeit. Ihre Wirkung besitzt demgemäß neben ihrer schöpferischen Kraft oft einen tragischen Zug: der einzelne, der sich wegen ihrer schlimmen Wirkungen ihnen widersetzen will, wird von ihnen zur Isolierung und Verkümmern verurteilt, indem sie ihn der Verbindung mit den Kräften der Zeit berauben; so wird der Mensch genötigt, ihrem Zuge auch da zu folgen, wo er klar erkennt, wie viel an edlen Werten er ihnen opfern muß. Zwei verschiedene Verhaltensweisen kennt unsere Zeit ihnen gegenüber. Die eine davon ist uralte, auf allen anderen Kulturstufen allein entwickelt und auch bei uns bis vor kurzem ausschließlich vorhanden. Es ist der Fatalismus: der Mensch, der in seinem Banne steht, läßt sich von den Bogen der Zeit treiben; und selbst wenn er sich zur Reflektion über ihre Tendenzen erhebt, nimmt er sie als etwas Unentrinnbares und Unvermeidliches hin, mag er sie nun als ein Schicksal oder als einen Ausfluß des göttlichen Willens betrachten. Erst unsere Zeit hat daneben ein Verhalten von völlig entgegengesetzter Art ausgebildet — ein Verhalten von durchaus aktivistischem Charakter. Freilich, das ist klar: mit schönen Worten und schönen Gefühlen, mit Eigenbrödeleien, mit bloßem Abkehren und Meiden kann man diesen Gewaltigen nicht beikommen. Man muß sie vielmehr wie einen übermächtigen Feind behandeln, den man nur zu besiegen hoffen kann, wenn man ihn entweder für sich gewinnt oder ihm einen ebenbürtigen Gegner entgegenstellt. Die von uns gemeinte Verhaltensweise besteht demgemäß darin, daß man jene Tendenzen auf ihrem eigenen Boden bekämpft, indem man sie entweder innerlich umbiegt oder ihnen andere von gleicher Stärke entgegenstellt. Doch bevor wir auf diese Bekämpfung eingehen, müssen wir zunächst den Siegeszug unserer Tendenz auf den übrigen Gebieten des modernen Lebens verfolgen.

Zunächst macht sie sich auch in der persönlichen Seite des Familienlebens bemerkbar in dem Sinne, daß sie Ehe und Familienleben innerlich und äußerlich lockert. Auch hier handelt es sich wiederum nicht um zufällige Veränderungen. Ein großer Teil des Wandels entspringt aus der Frauenbewegung, die ihrerseits wieder in den stärksten Kräften der Zeit wurzelt. Diese hat die Frau im Prinzip ebenbürtig neben den Mann gestellt, während sie sich ihm bisher unterordnete. Für die Kinder und insbesondere für die erwachsenen Kinder ergeben sich daraus ähnliche Verschiedenheiten des ganzen Verhaltens. Die Kräfte der Unterordnung und Autorität, die früher das ganze Familienleben durchdrangen und beherrschten, haben an Macht verloren. Das alte patriarchalische Gefüge der Familie wird zunehmend durch ein demokratisches ersetzt. Ferner greift die wachsende Berufstätigkeit der Frau ein, soweit sie innerhalb der Ehe ausgeübt wird. Sie wirkt in demselben Sinne wie das Zurücktreten der häuslichen Produktion: die Frau steckt weniger in die Familie hinein und wächst deswegen

in ihrem innersten Gefühlsleben weniger mit ihr zusammen. Die Folgen aller dieser Änderungen ordnen sich dem allgemeinen Wandel unter, von dem hier die Rede ist. Die alte Familie mit ihrem autoritativ gebundenen Wesen hatte einen objektiven Charakter: die Familie bedeutete eine Einheit, die sich über die einzelnen Personen erhob und ihnen gleichsam als ein substanzielles Gebilde gegenüberstand. Die Gefühle der Verehrung, die den Familienhäuptern entgegengebracht wurden, gingen dabei gleichzeitig über sie hinaus und gewannen ihre stärksten Kräfte eben durch ihren Bezug auf jene überpersönliche Einheit. Denn es liegt in der Natur des Menschen einer solchen sich williger unterzuordnen, sich stärker von ihr gebunden zu fühlen, als es persönlichen Autoritäten gegenüber der Fall ist. Die stärksten Gefühle verknüpften so den einzelnen mit dieser Einheit, der er zugleich seine besten Kräfte widmete. Heute ist die Familie zu einer von den vielen Organisationen geworden, durch die der Mensch seine wesentlichen Bedürfnisse in planvoller Weise befriedigt. Sie ist eine Veranstaltung geworden, in die die Menschen teils durch freie Wahl hineintreten, teils durch die Natur hineingestellt sind — immer aber mit dem stillschweigenden Vorbehalte, daß man aus ihr ausscheiden kann, sobald sie ihren eigentlichen Zweck nicht mehr hinreichend erfüllt. Bei den letzten Worten denken wir an die Erleichterung der Ehescheidung, wie sie heute durch das Gesetz und die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse gegeben ist. Dazu kommt die Verengung des Kreises, innerhalb dessen sich das Familienleben abspielt: die patriarchalische Zugehörigkeit des Gesindes zu ihm hat gänzlich aufgehört, und ebenso werden Verwandte nur selten noch vom Familienleben mit umschlossen; und dasselbe beginnt bereits zum Teil für die erwachsenen Söhne zu gelten. Diese Verengung aber rückt besonders den Kindern die Gefahr nahe, die Familie lediglich im Lichte einer ihrem Egoismus dienenden Institution zu erblicken. Wer vollends ehelos, wer ohne im Hause lebende Kinder verwitwet ist, der ist vom Schicksal der Atomisierung bedroht. Die Gesamtwirkung aller dieser Wandlungen ist klar. Dem Familienleben wird heute weniger innere und äußere Arbeit zugewendet, es werden in die Familie weniger Gemütswerte hineingesteckt als in früheren Zeiten: sie ist eine Stätte geworden, in der mehr als früher die Güter des Lebens lediglich genossen werden.

* * *

Daß ein ähnlicher Wandel sich vielfach mit unserer Geselligkeit vollzogen hat, sei nur im Vorbeigehen erwähnt. In der vorindustriellen Epoche nahmen die Bildungsinteressen in ihr einen viel größeren Raum ein als heute. Der Kreis der Interessen war geringer, die Gemeinsamkeit in ihnen demgemäß größer, die persönlichen Beziehungen infolge der engeren äußeren Dimensionen des Lebens wärmer. So ging man in die Gesellschaft mit der Erwartung, aus ihr etwas mit nach Hause zu nehmen und gab sich demgemäß. Heute herrscht zumal in der Großstadt überwiegend das entgegengesetzte Verhalten.

Die Gemeinsamkeit der Interessen geht nicht über die Oberfläche hinaus; man betritt den Salon mit dem Gedanken, mit Menschen einige Stunden zusammengekoppelt zu sein, die man vorher niemals gesehen hat und hinterher niemals wieder sehen wird. Wozu sich also anstrengen? Man beschränkt sich demgemäß nach Möglichkeit auf die bloße Konsumtion im wörtlichsten Sinne, was auf deren Dualität eine Rückwirkung auszuüben nicht umhinkann.

Ähnlich ist es um das moderne Reisen bestellt. Wie herrlich einfach ist es damit heute. Der Bäderer, der treue und unentbehrliche Ratgeber, sorgt für alles und erspart uns selbst die kleinste Mühe der Selbständigkeit: Ziel und Route, Hotels, Tagespläne und Gegenstand des Interesses — alles liefert er uns. Wer Zeit hat, besieht sich alles in den Museen und Kirchen; wer eilig ist, beschränkt sich auf das, was durch Sterne ausgezeichnet ist. Man kehrt dann von dem Genusse heim mit dem erhebenden Bewußtsein, dem der französische Sergeant, von dem Plöz unserer Jugend erzählt, einen klassischen Ausdruck verliehen hat: ist das Bild in dem Museum gewesen, so habe ich es auch gesehen. Immerhin hat dieses Verfahren noch den Übelstand, daß man sich im Bäderer orientieren und selbständig in die Droschke und Straßenbahn steigen muß. Auch diesem wird abgeholfen durch die Gesellschaftsreisen, die die Methoden der geistigen Massenpeisung auf ihren Gipfel erhoben haben. Wie altväterisch erscheint demgegenüber das Verlangen, man solle Land und Leute auf Reisen kennen lernen. Man verbringt seine Zeit unterwegs im Schlaf- oder Speisewagen und begnügt sich mit dem Gedanken, einige bekannte Knotenpunkte passiert zu haben; und hinsichtlich der Menschen lehrt man mit dem befriedigenden Bewußtsein heim, aufs neue erfahren zu haben, daß es überall auf der Welt Oberkellner, reisende Engländer und deutsche Regierungsräte gibt.

Wir haben damit den modernen Kunstgenuß bereits gestreift. Die Segnungen, die eine national abgeschlossene Kultur enthält, sind uns auch auf diesem Gebiete verloren gegangen. Der Stoff drängt sich unabsehbar aus allen Zeiten und Ländern heran: er erdrückt jeden, der sich nicht dagegen zu wehren vermag. Heute schwelgen wir in der japanischen Kunst, morgen in Rembrandt, ohne uns durch die Tatsache beschwert zu fühlen, daß beide sich in ihrem innersten Wesen widersprechen. Wir sind längst über jene Einfachheit der Kultur hinaus, in der die Menschen einander alle so gleich sind, daß der Gehalt des Kunstwerks sich ohne weiteres der Seele des Genießenden mitteilt. Selbst wenn wir uns auf unsere eigene Zeit beschränken, bedarf es überall erst besonderer Bemühungen, um den vollen Gehalt des Kunstwerks in sich erfassen und verarbeiten zu können. Es bedarf dazu einer allgemeinen Übung im künstlerischen Hören oder Sehen und einer Vertiefung in die besondere Welt des einzelnen Künstlers. Damit vergleiche man das Verhalten des Durchschnittspublikums in einer Galerie: vor jedem Bilde wird an der Hand des Kataloges der Urheber und die Benennung festgestellt, daran reiht sich vielleicht eine Bemerkung oder

Frage stofflichen Inhaltes; nach einer Minute geht es weiter: das nächste Bild wird in derselben Weise beglückt. Ähnlich ist es mit der Dichtkunst: heute Shakespeare, morgen Sophokles und übermorgen Goethe. Die wechselnden Genüsse werden mit demselben Gleichmut hingenommen wie die kulinarischen Abwechslungen eines üppigen Mahles, bei denen man sich sagt: laß den Magen sehen, wie er mit dem Vielerlei fertig wird.

Unwillkürlich denkt man dabei an das moderne Ausstattungswesen unserer Theater, an die rücksichtslose Grausamkeit, mit der hier die Phantasie der Zuschauer täglich gemordet wird. Die Erwerbsinteressen lassen den Unternehmer hier mit Erfolg auf die gröberen Instinkte des Publikums spekulieren, nämlich auf eine stumpfe und dumpfe und eben durch die Art des Dargebotenen noch mehr abgestumpfte Schaulust. Die Walküre darf nicht ohne ihr Pferd auftreten, weil es offenbar über die Phantasiekraft des Zuschauers hinausgeht, sich ein so seltenes Geschöpf wie ein Pferd zu vergegenwärtigen. Es ist dasselbe Glend wie mit jenem Kinderspielzeug, das unsere Industrie gar nicht fertig genug liefern kann: in allem muß möglichst getreu die Welt der Wirklichkeit nachgebildet sein bis auf Schrauben und Räder, Dampfkessel und Steuerung. Die von solchen Leistungen der Industrie hochbeglückten Eltern können es den lieben Kleinen gar nicht bequem genug machen: die vollendeten Werke werden auch gebührend bewundert — von den Erwachsenen. Daß die Phantasie, diese gewaltigste Kraft der kindlichen Entwicklung, dabei in der Wurzel zerstört wird, wer wird sich darum kümmern?

Für die Kunstbildung sorgt auch das moderne Vortragswesen. Leider bleibt auch hier der Hörer zu einem unerwünschten Grad von Passivität verurteilt. Die dabei vielfach verwendeten Lichtbilder können wegen des Mangels der Farbe und der Veränderung der Dimensionen keine erhebliche ästhetische Wirkung ausüben: das Original kann an ihnen nicht nacherlebt werden. Außerdem schreitet der Vortrag für eine wirkliche Vertiefung zu schnell vorwärts. Auch hier wird also nur passives Wissen, besser gesagt, es werden nur einzelne Kenntnisse verbreitet. Freilich macht sich bereits gerade auf diesem Gebiete der Wandel besonders deutlich bemerkbar; doch ehe wir davon sprechen, müssen wir unser Sündenregister noch fortsetzen. Das Vortragswesen spielt in unserem Leben überhaupt eine außerordentliche Rolle. Keine Zeit hat so sehr nach Bildung und Verbreitung von Bildung gestrebt wie die unsrige. In jeder einigermaßen großen Stadt gibt es Vortragsserien, die sich über alles Mögliche und Unmögliches verbreiten. Nur wenige entgehen dieser allgemeinen Flut; die meisten lassen sie mit stoischem Gleichmut über sich ergehen und huldigen dabei dem Prinzip der mechanischen Nahrungsaufnahme, bei dem es heißt: was ich konsumiere, das wird mir einverleibt. Wie viele Spuren hinterläßt wohl im allgemeinen dieses Durcheinander der verschiedensten Mitteilungen? Für die meisten Hörer fehlt die Möglichkeit organischer Anknüpfung und Verarbeitung, fehlt es an Kristallisationspunkten, an die das Dargebotene sich anschließen und dadurch zu einem

dauernden Besitz werden könnte. Die Vorträge selbst können solche Mittelpunkte im allgemeinen nicht schaffen, schon weil ihrer und der verwandten Eindrücke zu viele sind. Noch schlimmer ist ein zweiter Fehler. Die Ergebnisse der Wissenschaft werden uns fertig dargeboten, sie brauchen nicht selbst erarbeitet zu werden. Die Hörer erhalten keinen Einblick in die Verfahren, durch die sie gewonnen wurden, in die Mühen, unter denen sie entstanden sind, geschweige denn, daß sie bei ihren Lehrern diese Mühen im kleinen selbst mit- und nacherlebten. Sie werden nicht in die Methoden und die Arbeiten der Wissenschaft, sondern nur in deren fertige Ergebnisse eingeführt; und selbst deren passives Verständnis wird ihnen oft schwierig sein, denn der Stoff muß schon aus Zeitmangel zu sehr verdichtet und zusammengedrängt werden, als daß eine tiefere Begründung für den Lehrer und ein wirkliches Durchdenken schwierigerer Begriffe und Probleme für den Hörenden möglich wäre. Auch das Vielerlei der Interessen und Eindrücke wirkt nachteilig, indem es die Konzentration und die verfügbare Kraft des Gedächtnisses beeinträchtigt. Man frage sich einmal, ob wohl für die meisten die beliebten physikalischen Experimentalvorträge etwas anderes bedeuten als in früheren Zeiten und für einen Teil der Hörer noch heute vielfach die Mitteilungen eines Afrika- oder Polarreisenden: nämlich ein Darbieten von Kuriositäten, die man mit blödem Staunen hinnimmt. Die heute ebenfalls außerordentlich verbreitete populäre wissenschaftliche Literatur leidet an demselben Übel, alles fertig auf dem Präsentierteller darzubieten. In wahren Strömen ergießen heute bekanntlich die Verleger Serien populärer Darstellungen, die sich über alles Wissenswerte verbreiten. Ein wesentliches Erfordernis aber für den Absatz ist die Kürze des einzelnen Bandes: der Verfasser wird dazu gedrängt, den Stoff möglichst zusammenzupressen und daraus eine Art von Extrakt für den geistigen Konsum zu bereiten, natürlich unter sorgfamer Vermeidung alles dessen, was in die Tiefe führen würde. Hauptsache ist, daß dem Leser alles recht bequem gemacht wird; daß sein Geist unter der entnervenden Kost erschläft, wird nicht beachtet.

Endlich wirkt in demselben Sinne unsere Tagespresse und der breite immer wachsende Raum, den sie in unserem geistigen Leben einnimmt. Auch sie liefert dem Leser den Stoff nach dem Prinzip des kleinsten Kraftaufwandes zugeschnitten. Vom neuesten Straßenplan und Lustspiel bis zur Steuerreform und Abstinenzbewegung werden ihm nicht nur die Tatsachen, sondern auch ihre Werte und Gegenwerte bündig mitgeteilt; der Stoff ist gleichsam mit der Sauce der Werturteile bereits übergossen. Was der Leser über Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit von Reformbewegungen, über neue künstlerische Strömungen und umstrittene sittliche Anschauungen zu denken habe, das sagt ihm in der Regel in Zusammenhang mit der Parteischablone seine Zeitung klipp und klar. Er würde ja auch gar keine Zeit zu eigener Stellungnahme haben; soll er doch in einer halben Stunde einige Duzende von Materien in sich aufnehmen und danach nicht etwa die Eindrücke verdauen, sondern an die Tagesarbeit gehen.

Das Übel ist heute so viel größer als früher, weil der Stoff der Zeitungslektüre außerordentlich gewachsen und das ganze Tempo des Lebens sich so sehr beschleunigt hat.

Selbst unser Schulwesen zeigt sich von dieser Tendenz zur reinen Konsumtion bedroht. An sich herrscht in ihm freilich ein Streben, die Schüler zur eigenen Arbeit anzuleiten. Es gilt in ihm überall als anerkannter Grundsatz, daß nur der Besitz wertvoll ist, der erarbeitet ist. Aber für seine Verwirklichung fehlt es auch hier vielfach an der erforderlichen Zeit. Die Fülle des Stoffes tritt ihm hindernd in den Weg, die man von den verschiedenen Seiten her immer noch um ein neues Fach vermehrt wissen möchte. Von dem Lehrer wird verlangt, daß er in bestimmter Zeit mit einem gewissen, nicht gering bemessenen Pensum fertig werde; er wird dadurch seinerseits dazu gedrängt, dem Schüler das Lernen leicht und bequem zu machen. Und was bedeuten die viel gerühmten Fortschritte in der Methode vielfach mehr als eine solche Erleichterung, die die Selbständigkeit des Schülers herabsetzt und ihm weniger Gelegenheit gibt, seine geistigen Kräfte zu entfalten und sie auszuarbeiten? Auch unsere Schulen zeigen so eine Tendenz geistige Speiseanstalten zu werden, in denen das Verfahren nach möglichst großer Nahrungszufuhr sich bis zur virtuosenhaften Vollendung entwickelt hat.

(Fortsetzung folgt)



Deutschlands Handelschiffahrt in Kriegszeiten

Von Kapitänleutnant Walther Frobenius-Wilhelmshaven



„Bereit sein ist alles!“ Dieser Satz wird wohl am häufigsten benutzt mit bezug auf die Wehrkräfte eines Landes, auf Heer, Flotte und neuerdings auch auf die Geldwirtschaft. Bei seiner Anführung denkt jeder Mensch unwillkürlich an das „Bereit sein“ für kriegsrische Ereignisse. Während nun aber die Allgemeinheit, dank unserer militärischen Erziehung dem Gedanken eines Krieges nicht fremd ist, kann man sich doch nicht verhehlen, daß die Idee des „Bereit seins“ längst nicht genügend ein Allgemeingut aller Berufsarten und aller Volksschichten ist. Ein jeder Wehrfähige ist sich bei uns klar, welche Pflichten er mit dem Ausspruch der Mobilmachung in seinen Eigenschaften als Heeres- oder Marineangehöriger zu erfüllen hat. Es sind sich aber wohl nicht viele darüber klar, daß sie auch in ihrem bürgerlichen Beruf „bereit sein“ müssen, daß sie auch den Krisen gegenüber, die im Wirtschaftsleben bei Kriegsausbruch eintreten werden,